

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 224. Frage: Sie doch einmal Ihre Frau, was Sie anfangen duht mit den Einköfen und Briefchen, wo die Frucht so schmerzhaft ist.

Solang als es e schmale Hammille ist, do gibt mer ja nit so viel drum, awider dente Se doch emol meine Güng! Wann ich do nit e ganze Latz Tschelle un Frucht im Winter hen, dann gibts e Unglück. Jetzt is so ebant die Zeit wenn mer Vieffches tänne duht un ich in iverall etum: geschmort, for mich en Supplei zu triege. In die erste Lein' sin nit viele da un dann sin se auch artig edspensier. Die Stohrtieper hen mich all gefagt, ich sollt mit den Einköfen noch e wenig warte, bitahs denn deht die Frucht pleitit komme un ich deht e ganze Latz Geld seffe. Das hot mich geärgert. Was brauch mich so en sedendhändiger Stohrtieper zu sage, dah ich warte soll. Ich kann meine Frucht laufe, wann ich will un kann dafür bezahle was ich will, ich kann's erfordern. Off Kohrs hen ich dann auch den Stoff triegt un hen meisse noch e ...ig mehr for bezahle müsse, wie annere Vieffels. Die Buwe hen sich gefreut wie alles, wie se die schöne Frucht gefehen hen. Ich hen die Bästel all in den Keller gestelt un sin dann noch emol fort, for e paar Kabls zu mache. Ich hen nur e paar Minnits bleibe wolle, awider es war schon lang Sopperzeit vorbei, wie ich wider heim sin komme. O, well, ich hen gedent, der Phil gibt ennimeg nit viel for das Sopper un die Buwe, die wer'n sich schon geholte hen. Zuhett, se hen sich geholte! Se hen puttier all die Vieffches affasse, wo ich for schmeres Geld gefauft gebah: hen. Ich bette Ihre einiges, es sin noch nit genug Vieffches mehr da kemele, for zwei Mehen Tschahrs zu fülle. Ich hen e Wuth triegt, dah ich die reine Kurie gemese sin. Dente Se doch nur emol an, das viele Geld hen ich gepend un iverall gefolht hen ich, was ich for viele Vieffches hätt un jetzt hen mer se die Fretterich all gesse! Zum Glück war keiner von se heim, awider wie se komme sin, do hot's awider e Dummerwetter genome! Schiewi, was hen ich se verdammtschäft; ich hen druff geschmiffe, bis mich meine Arms un Hände so sehr wate, als wann se fuzig mol dorch en Waldreinger gange wate. Die Buwe hen gebrüht wie die Siere, wann mer se ihr Junges raube duht un der Johann hot gefagt, se wate recht nach mich aus den Haus fort un hätte gar nit mehr an die Vieffchers gedent. Well, Herr Githor, hen Se schon emol so e Gahl gefehn? Wann ich nit so schwach gemese wate, weil ich glawne, ich war zur Mörderin geworden. Wollt Ihr noch leigle, dah Ihr mich mei Vieffches seffe hätt? hen ich gefragt. Do hot der Bennie gefagt: „Ma, ich will dich emol ebtes sage: weicht du, was du mich dubst kannst? I e i d lannst du mich dubst! Do kann mer wider emol sehn, wie onriesebelle du bist. Insetzt von erst ausfinne, ob mir die Vieffches gemauht hen, halt du gleich druff, wie uff e haute Eise. Ich sage dich awider, mir hen keine Vieffsch getoscht. Nehie du hoff se schon eingekant for all was ich wech.“ Well, ich hen keine Worte gebah! Jetzt kommt emol all erunner in den Keller, hen ich gefagt. Un so viel wie ich uff ein Griff hen tädele könne, hen ich se beim Widet triegt un dann is es wie das wilde Heer daunhehs gange. Schur genau, do hot e Bästel gestanne mit so ebant zwanzig Vieffches drin. Ich hen schon wider hatte wolle mit den Verbanntische. Do sagt der Bennie: „Ma, Ma, jetzt juhe emol e wenig lammes Hörsen; dies hier Bästel is noch von die letzte Woch un ich bette dich einiges, du hoff die neue Vieffches in den Fruchtseiler gestelt.“ Ich sterge wie en Blutvergieher in den Fruchtseiler un schube genug, do sin all die Vieffches mitaus dah nur eine missung war, da gewese! Ritter Githor, et tell juh, so tichpe hen ich in mei ganzes Leve noch nit gefühlt. Do kann mer wider sehn, dah mer sein Temper nit geblosse derf. Ich hen zu die Buwe gefagt: „Ihr Ritter, ich fühle artig harri, dah ich den Mistneht gemach: hen, awider Ihr habt schon so oft Schmiss verdient, mitaus dah Ihr se triegt labt, dah Ihr doch noch nids zu Guern Kredit hätt. For dah Ihr awider seht, dah ich Euch doch noch gleiche, könnt Ihr jetzt e ganzes Bä-

tet voll Vieffches hen un Ihr könnt jodel davon esse wie Ihr gleicht.“ Se hen off Kohrs noch sehr gefühlt, awider se hen sich doch gefreut for die Vieffches. Mitaus noch e Wort zu sage, hen se sich dran gemacht, die Vieffches zu verwische un ich hen se ganz mit sich selbst allein gelosse un hen mei Sopper gemach. Wann ich e wenig schmart gewese war, dann hätt ich gar kein Sopper gemacht, bitahs der Philipp is nit heim komme un die Kids hen nids esse könne. Se hen das ganze Bästel leer gesse un das Riesolt war, dah ich den Dadter hen hole un jeden e heisse Briefchen uff sein Stommed hen lege müsse. Die ganze Nacht sin ich mit se aufgeweie un ich denke, das is das Ponnischment gewese, bitahs ich sin so tofft mit die Buwe umgange. Ich hen aus den ganze Bihnes gemerkt, dah es nit bezahle duht, wann mer so hullhedder is. Das richtige Ding is, das mer erlicht guht un sich tonwinge duht betohr dah mer sich zu e Drehsing hinreife läht.

Mit beste Regards Yours Lizzie Hanfstengel.

Wie der russische Bauer lebt.

Das Bild des zeitgenössischen Bauernhofes in den zentralen Gouvernements Russlands ist nach Feststellung des russischen Adelsmannschalls Bedlejew etwa folgendes: Eine kleine, meist zerfallene und verfallene Hütte, in der die insofern schlechter und ungenügender Nahrung degenerierte Bauernfamilie nicht lebt, sondern vegetiert, geküht in leichte Zylinder, die aus der Fabrik stammen; ein Halbpelz und ein Paar Filzschuhe müssen der ganzen Familie genügen. Als Bettstelle dient eine nackte Bank, das Kopfkissen erhebt ein zusammengebrochener Rod, eine Dede, die man sich unterlegen, ober mit der man sich bedecken könnte, fehlt. Ein Absatz von Wasser, mit einer geringen Beigabe von Sauerholz, Karthoffeln, Hirsebrei oder Schwarzbrot bildet die gewöhnliche Nahrung des Bauern. Zum Trinken dient eine weisse, unappetitliche Einsäuerung von Roggenmehl in Wasser, angeblich ein Schutzmittel gegen Sturbot. Kann der Bauer es erzwängen, so kauft er sich Tee, natürlich die allerbilligste Sorte, und da er damit äußerst sparsam umgeht, so ist das Getränk tatsächlich weiter nichts als gekochtes Wasser mit leichter Färbung.

Hausvieh, das noch vor 10 Jahren bei allen größeren Festen gebraut wurde, ist heute fast ganz unbekannt. Vor etwa dreißig Jahren war die Kost des Bauern noch nahrhaft und mannigfaltig; er hatte für den Winter Salzfleisch, Gemüse, Grise, Beeren, Hanföl zurückgestellt. In Fleisch, Fett und Hanföl kann er jetzt nur bis viermal im Jahre denken. Auch Pilze und Beeren sieht man seit dem Verschwinden des Waldes immer seltener in der bäuerlichen Wirtschaft, wenn man von einer solchen überhaupt noch sprechen kann. Das einzige Milchprodukt, das noch auf den Tisch kommt, ist die berüchtigte Obrata, Milchsafter vom Separator, das noch 1 bis 1 1/2 v. H. Fettteile enthält und in einer guten Milchwirtschaft kaum den Käsebern vorgefegt wird. Das ist beim Bauern die Nahrung der Säuglinge! Kein Wunder, daß die Kindersterblichkeit auf dem Lande ganz ungeheure Riffern aufweist, kein Wunder, daß die sanitischen Feststellungen des Kriegsministeriums über die Ergebnisse der Rekruten-Aushebung immer weniger erfreulich werden. Die Bauern haben, um ihre Steuern bezahlen zu können ihr Eigentum hingegeben und alles verkauft, was sie nur verkaufen konnten.

Eine weitere Verringerung des Eigentums in den zentralen Gouvernements ist heute nicht mehr denkbar, da nichts mehr übrig geblieben ist, was an den Mann gebracht werden könnte. So ist denn die Steuerkraft der Bauern durch die Macht der Verhältnisse, nicht etwa durch das Gesetz, herabgedrückt worden. Der Bauer hilt sich wohl, irgend etwas zu erwerben, was beschlagnahmt werden könnte. Uebriens nimmt ihm seine trostlose Armut auch jede Lust, etwas bei Seite zu legen und seine Lebensverhältnisse zu bessern, auch wenn er die Möglichkeit dazu hätte. Er denkt höchstens einmal an eine Remonte seiner Hütte, die ihm nicht genommen werden kann. Hat er einmal bares Geld, so vertrinkt er es schleunigst, um es nicht in die Hände des Steuererhebers fallen zu lassen.

Rückblickswort. Richter: Warum haben Sie denn die Kaufenden nicht getrennt und bestrübt?

Wirth: „A Sommerfrischer hat die Gruppe grad photographirt und da wollt' ich halt nicht hören.“

Begegnung. „Mein Bräutigam findet alles an mir entzündend: meine Sprache, meine Haltung, meine Augen, meine Hände!“

„Und was findest Du an ihm entzündend?“

„Seinen guten Geschmack!“

Gute Ansrede. Junge Frau (schmollend zum Gatten): Seit Mama hier ist, gehst Du jeden Abend aus!

Gatte: „Aber Kind — ich will doch von ihrer Anwesenheit auch etwas haben!“

Diebe.

Von Paul de Garros. Autorisierte Uebersetzung von Gertrud von Jagow.

Es war an einem der letzten Tage des Monats Mai im Jahre 189... ungefähr fünf Uhr Nachmittags. Zojo und ich gingen die Rue de la Repiniere hinauf, um zur Schule St. Sigisbert zurückzukehren.

Zojo hieß eigentlich Matibet. Wir hatten ihm den Spignamen Zojo gegeben, ich weiß selbst nicht weshalb, vielleicht weil er der drohlige Typus war, der je die Wände der Schule gebrüht hatte. Ich muß nämlich hinzufügen, daß, wenn wir geneigt waren, an jenem Abend nach St. Sigisbert zurückzukehren, dies ganz einfach in unserer Eigenschaft als Schüler geschah: wir bereiteten uns dort auf das Examen für Saint-Ehr vor. Wenn wir uns um diese Stunde in den Straßen herumtrieben, so kam das daher, daß wir nicht etwa eine regelrechte Erlaubnis dazu eingeholt, sondern, unserer Laune folgend, das Hauspanier ergriffen hatten.

Wir wandelten also ruhigen Schrittes unserem Gefängnis zu, als wir beim Ueberstreifen des Platzes gegenüber den ersten Häusern der Leopoldstraße eine Ansammlung bemerkten, in deren Mitte eine Frau lebhaft gestikulirte, indem sie „Diebe! Diebe!“ schrie.

Sofort wurde unsere Neugierde geweckt, und ohne an die Stunde der Rückkehr zur Schule zu denken, liefen wir hin und kamen gerade recht, um die Frau das schreckliche Drama erzählen zu hören.

Diese Frau war Köchin bei Monsieur D... Mithier der dritten Etage von Nr. 3 B in der Leopoldstraße, und sie war Joeben das Opfer eines außerordentlichen, schauerlichen Abenteuers geworden... O, sie war noch gut davongelommen!

Während sie in der Küche damit beschäftigt war, eine Aufwartereue zu waschen, die sie für einige Stunden für das Großfreinmädchen genommen hatte, hörte sie Geräusch im Eßzimmer. Das konnte weder der Herr sein, der auf Keifen war, noch die Hausfrau, die joeben mit einer Freundin fortgegangen war, noch ein anderer Diensthöte, denn sie war in diesem Augenblicke allein. Es war also sicher jemand, der sich in böser Absicht hingeschlichen hatte. Sie ließ die Aufwartereue stehen und eilte mühtig in den Raum, wo sie das Geräusch gehört hatte. Unglücklicherweise war es schon zu spät, als sie das Eßzimmer betrat: die Eindrehere waren nicht mehr da — aber leider war es unmöglich zu leugnen, daß sie da gewesen waren — ein Kredenzstisch, der die Küche zwischen dem Kamin und der Eingangstür schmückte, war verschwunden. Hal kann man sich solche Kühnheit vorstellen? Banditen, die sich am hellen, lichten Tage bei erblichen Leuten einschleichen und die Frechheit haben, Möbel fortzubolen! Nach einigen Sekunden der Bestürzung hatte sie sich schnell gefast, und ihr Verdacht stand sofort fest. Natürlich! Diese Aufwartereue, die sie kaum gefast hatte, und die sie zum ersten Male beschaffte, gehörte einer Bande an, die sich geküht hatte, um die Häuser zu plündern, und hatte sie durch ihr Schwagen nur in der Küche zurückgehalten, um in den anderen, ihren Komplizen, Zeit zu lassen, ganz nach Wunsch zu wählen. Sie war sofort in die Küche zurückgelaufen: die Aufwartereue war verschwunden — es gab folglich keinen Zweifel mehr — die Spühtüfel war, nachdem sie ihre Rolle ausgeübt hatte, über die Dienstbotentreppe verduftet, während die anderen mit ihrer Beute ruhig die Haupttreppe hinabgingen, wie ehrliche Arbeiter, die ein Möbel zur Reparatur fortbolen.

Nachdem die Köchin ihre Erzählung beendet hatte, schloß sie mit den Worten: „Ich war dermaßen entsetzt, daß ich kein anderes Mittel fand, um die Eindrehere zu fangen, als das Stadtdiertel zu alarmieren. Ich bin zuerst die Treppe hinuntergerannt, immer vier Stufen auf einmal nehmend, ich bin in alle Richtungen gelaufen, — aber ich habe meine Diebe nicht wiedergefunden.“ „Gewiß“, bemerkte ein Zuschauer, „wenn man kein gutes Gewissen hat, denkt man nur daran zu entweichen.“

Der Streich war gut vorbereitet, alle Vorsichtsmaßregeln hatte man getroffen“, fügte ein erster Mann hinzu.

„Man sieht, dah sie geübt sind“, bemerkte ein anderer.

„Das ist vielleicht die Bande von Kirdendieben, die vor einigen Wochen so viel von sich reden gemacht hat!“

Jeder gab seine Meinung zum Besse, aber niemand rührte sich. Zojo rief mit entschlossener Miene:

„Ja, Kinder, jetzt handelt es sich nicht darum, zu schwagen, sondern schleunigst einen Entschluß zu fassen. Die Eindrehere können nicht weit sein — vielleicht haben sie nicht einmal Zeit gehabt zu entweichen und sind noch im Hause verstopft, im Keller, auf dem Dach, auf dem Boden — lauft doch schnell und holt Schuhte — während dieser Zeit werden mein Freund und ich hier Wache halten.“

Die Köchin dankte für unsere großmütige Vermittlung und wollte sich gerade aufs Polizeibureau begeben, als zwei Schuhte an der Ecke des Platzes auftauchten.

Man machte ihnen Zeichen, heranzukommen, erklärte ihnen die ganze Geschichte, und während einer der Wächter des Gesetzes auf dem Trottoir stehen blieb, um niemand eintreten noch herausgehen zu lassen, drang der andere in das Haus ein. Die Köchin ging ihm voran, und wir beide folgten ihm. Wir begannen damit, den Keller zu untersuchen. Nichts. Wir stiegen in den Giebel. Nichts. Der Schuhmann stieg sogar ein Dachfenster auf's Dach, ging um die Schornsteine herum und stellte die Unmöglichkeit fest, auf die Nachbardächer zu springen. Nichts und immer wieder nichts!

„Sie haben geträumt“, sagte er beim Heruntersteigen zur Köchin, „hier sind nicht mehr Diebe als in meinem Auge.“

„Was? Geträumt?“ protestirte die brave Frau. „Und der Kredenzstisch, den sie geküht haben? Habe ich das vielleicht auch geträumt?“

„Gut, wir werden jetzt die Wohnung durchsuchen, und Sie werden uns Ihre Erklärungen an Ort und Stelle geben.“

Wir traten ein. Der Salon, die Schlafzimmere, die Toilettenzimmere und alles andere wurde durcheinander besucht, aber umsonst. Endlich kamen wir ins Eßzimmer.

„Nun also“, sagte der Schuhmann, „Sie behaupten, daß man hier ein Möbel fortgenommen hat. Was fehlt denn?“

„Der Kredenzstisch, der da stand, zwischen Thür und Kamin.“

„Der Kredenzstisch — der Kredenzstisch, ja aber, das ist er ja in der anderen Küche. Ist er nicht?“

Die Köchin dreht sich häftig um, und die Arme fielen ihr schlaff herunter vor Staunen.

„Ja, wahrhaftig, da ist er“, stammelte sie betroffen. „Aber ganz gleich“, fuhr sie nach einem Augenblick fort, „man hat ihn von der Stelle gerückt.“

„Das können nur Eindrehere gethan haben. — Sie sind gefürt worden, als sie ihn fortbringen wollten, und haben ihn in Stücke gelassen.“

Es herrschte ein peinliches Schweigen. Der Schuhmann drehte sich den Schnurrbart als Zeichen des Nachdenkens.

„Ma, sagen Sie mal, meine Liebe, sollten Sie nicht an Halluzinationen leiden?“

Die Köchin wiederholte entsetzt: „Halluzinationen? Ja?“ Sie wollte gerade von neuem mit ihren Erklärungen anfangen, als Schritte im Korridor sie unterbrachen. Gleich darauf erschien eine alte Dame auf der Schwelle. Sie schien sich gar nicht mehr auszusennen und konnte erst nach einigen Sekunden sagen:

„Wollen Sie mir erklären, Pauline, was dieser Kärm, diese Menschenansammlung hier vor dem Hause bedeutet, und was diese Fremden hier bei mir thun?“

„Madame“, rief Pauline, „diese Herren sind Vorübergehende, die es gut meinen und die sich bereit erklärt haben, den Schuhteuten beihilflich zu sein, die Diebe einzufangen — denn hier hat sich ein Drama — ohne mein Dazwischentreten hätten die Eindrehere sicherlich die Wohnung ausgeplündert — sie hätten Möbel fortgebracht, wenn sie die Zeit gehabt hätten, den Kredenzstisch zum Beispiel, aber da sie gefürt worden, haben sie ihn nur an eine andere Stelle gerückt. Ah, Madame, es ist unerhört, solche Frechheit!“

Nach einem Augenblicke der Bestürzung hatte die alte Dame sich gefast, und mit einmal sahen wir sie in ein tolles, unwiderstehliches Lachen ausbrechen. Dann, als sie sich beruhigt hatte, rief sie aus:

„Aber, meine liebe Pauline, das bin ich ja gewesen, die den Kredenzstisch an einen anderen Platz gefelt hat, vor zwei Stunden — ich wollte sehen, ob er in der Küche da besser aussäße!“

Unsere Landesmutter.

In einer Hinsicht sind Frau Roosevelt's Tage eben so strenuös wie diejenigen ihres Gatten, des ersten Beamten unseres Landes, und dürften wohl manchen Frauen vorbildlich sein, namentlich denjenigen, die glauben, die Gattin des Präsidenten verbringe ihre Zeit in süßem Nichtsthun, umgeben von zahlreicher Dienerschaft, die ihrer Winte harri. Wenn nun auch die erste Dame des Landes eine genügende Anzahl diensthätiger Geister zur Verfügung hat, so ver schmähst sie es dennoch nicht, überall persönlich nach dem Rechten zu sehen und ein Tag in ihrem Leben soll der Zweck dieses Artikels sein. Im Winter natürlich liegt die Sache wesentlich anders, dann gibt es Repräsentationspflichten zu erledigen, die allen häuslichen Pflichten vorangehen, aber im Sommer, in ihrem reizenden Heim in Oyster Bay, widmet Frau Roosevelt sich ganz ihrer Familie und ist ganz Hausfrau.

Sie inspizirt persönlich alle Speisen und ist dabei bereits um halb sieben Uhr in der Küche. Nach dem Frühstück widmet sie ihrem wirklich reizend angelegten Blumengärtchen ein Stündchen und geht dann zum Stall, um ihrem Reitpferd, Mollie, einen Besuch abzustatten. Eine Inspektions tour des Hauses ist die nächste Nummer des häuslichen Programms, und oftmals wird am Nachmittage irgendeine Lieblingspfeife: Kuchen oder Dessert für ihre Lieben eigenhändig zubereitet und gebadet. Ein anderes Amt, das Frau Roosevelt verübt, ist ein sehr projai-

ches und zugleich ein echt mütterliches: sie stopft die Strümpfe ihrer Kinder selbst, und wird sich, wie so manche andere Hausmutter auch, dabei wohl von den anderen häuslichen Arbeiten ausrauben.

Frau Roosevelt ist im ganzen Verthe als sehr wohlthätig bekannt und häufig sieht man sie mit einem Körbchen in der Behausung einer armen Familie verschwinden, der sie Speise und Trant bringt. Auch reitet sie gerne mit dem Präsidenten spazieren, in der That, man kann das „EsterEhepaar des Landes“ an fast jedem schönen Nachmittage auf den Landstrassen in der Umgegend Oyster Bays hoch zu Ross antreffen.

Mit unerbittlicher Strenge sieht sie darauf, daß häusliche Mitglieder der Familie zum Abendessen versammelt sind, und da sie aus sehr religiöser Familie stammt, spricht sie auch selbst das Tischgebet.

Es ist freilich kein Rosenpfad, den Frau Roosevelt zu wandeln hat, und wenn in jüngster Zeit ein amerikanischer Schriftsteller sie „die von der schwersten Arbeitslast heimgesuchte Frau der Welt“, the hardest worked woman in the world, genannt hat, mag er dabei von der Wahrheit nicht zu weit abgeirrt sein. Ist es schon nichts Angenehmes, von dem Augenblicke der Ernennung des Gatten an der Zielpunkt für die Augen aller Welt zu sein, sich in allen Bewegungen bis zur kleinsten herab beobachtet zu wissen, eine förmliche Chronik jeden Schrittes und intimer Familienvorgänge selbst in dem kleinsten Blatte des Landes zu finden, so beginnt der eigentliche Lebensweg doch erst mit dem Einzuge in das Weiße Haus, wenn die schon erwähnten, auch von dem Geiste des Freistaates nicht gebannten Gesetze der Etikette ihre Herrschaft auszuüben beginnen.

Frau Roosevelt hat sich mit wunderbarem Geschick in den vielerfachungen Treppstufen, die sie hier erwarten, zurechtgefunden, und ihr ist es in erster Linie zu verdanken, wenn es dem gegenwärtigen Präsidentenpaar gelungen ist, was seit 25 Jahren keinem ihrer Vorgänger mehr beschieden war, der tonangebende Mittelpunkt für das gesellschaftliche Leben und die tonangebende Welt Washingtons zu werden. Und dabei ist die Gattin des Präsidenten dieselbe tüchtige, gediegene Hausfrau und für ihre Kinder dieselbe treueforge Mutter geblieben, die sie immer gewesen. Sie im Kreise ihrer Kinder, der um sie heranwachsenden Töchter und Söhne, schalten und walten zu sehen, ist nach dem Urtheile eines jeden, der ihr nahegekommen, ein wahres Vergnügen, wie denn überhaupt das Familienleben des Präsidentenpaares von einem idealen Zuschnitte ist, an dem selbst ein deutsches Gemüth nichts auszufinden haben dürfte. Wenn Frau Roosevelt es fertig bringt, sich mit der gleichen Sicherheit und Leichtigkeit in den beiden Welten, die sie zu beherrschen hat, zurechtzufinden, in der kleinen ihres häuslichen Kreises und in der großen des offiziellen und gesellschaftlichen Lebens, so liegt das daran, daß sie in dem Besitze der so seltenen Gabe des richtigen Blickes ist und sie momentan und haarfährig zwischen dem zu unterscheiden weiß, was wesentlich und dem was unwesentlich ist. So braucht sie sich z. B. um die Anordnung ihrer großen Staatsdiners nicht zu kümmern, weil sie weiß, daß sie in dieser Hinsicht ihrem alten, erprobten Steward alles überlassen kann; für den Tisch ihrer Kinder aber ordnet sie persönlich auch die kleinste Kleinigkeit an, und wenn die meisten ihrer Genoffinnen in der Bundeshauptstadt sich schon längst dem süßen Schlaf überlassen haben, sitzt sie vielleicht noch an ihrem Schreibtische, um die Bestimmungen über das zu treffen, was ihr Privat-haushalt für den nächsten Tag erfordern wird. Eine derartig vielfältige Thätigkeit läßt sich natürlich nur entfalten, wenn in dem kleinen wie in dem großen Hauswesen alles, wie man zu sagen pflegt, am Schnürchen geht, d. h. wenn bis auf das geringfügigste alles im voraus geordnet ist und sich jede Bewegung mit der Präzision eines Uhrwerks vollzieht. Eines Vortheils hat sich dabei Frau Roosevelt zu erfreuen, sie ist der Verpflichtung enthoben, Besuche zu machen; sie empfängt bei sich die große und die kleine Welt, aber es ist in ihr Belieben gestellt, ob und bei wem sie selbst vorprechen will. Eine weitere Erleichterung bei der Ausübung der auf ihr lastenden offiziellen und gesellschaftlichen Verpflichtungen hat sie sich durch die Herstellung der denkbar besten Beziehungen zu den Damen der verschiedenen Kabinetsangehörigen geschaffen, jedoch ihr, wenn die Vorbereitungen für irgend ein gesellschaftliches Ereignis zu treffen sind, ein ganzer Stab lebenswürdiger Helferinnen zur Seite steht.

Der Neujahrsempfang beim Präsidenten gibt das Zeichen zur offiziellen Eröffnung der gesellschaftlichen Saison. Die gesellschaftliche Hochfluth dauert in Washington von dem großen Empfange beim Präsidenten bis zur Fastenzeit, und es mag während dieser Zeit die Gattin des Präsidenten mit Recht als hard-worked, „mit Arbeitslast überbürdet“, gelten. Kurz nach dem Neu-

jahrsempfang findet das erste der Staatsdiners statt, das den Mitgliedern des Kabinetts gegeben wird. Acht Tage später folgt dann gewöhnlich der Empfang der Diplomaten und wieder zwei Tage später das Diner, das der Präsident ihnen gibt.

Frau Roosevelt spielt bei diesen Gelegenheiten die Wirthin in der vorzüglichsten Weise, da sie fließend französisch und italienisch spricht, und sich so mit Leichtigkeit mit ihren fremden Gästen unterhalten kann. Auch bei ihren Privatgesellschaften ist sie stets das belebende Element. Reizend sind unter diesen namentlich ihre Thees, die durch sie erst Eingang in das Weiße Haus gefunden haben. Einer noch größeren Beliebtheit erfreut sich eine andere von ihr eingeführte Neuerung, die musikalischen Unterhaltungen, bei denen es ebenso zwanglos zugeht wie bei den Teegesellschaften.

Japaner auf Hawaii.

In der englischen Zeitschrift „The Field“ berichtet ein Engländer Namens Brindle, über die zunehmende Japanisirung der hawaiischen Inseln und prognostiziert daraus künftige Verwicklungen, die uns aus unserer Kolonialpolitik im Orient erwachsen würden. Als das Schiff, mit dem Brindle antam, in den Hafen einfuhr, waren die ersten Gäste vom Lande einige Japaner in Gehrod und Zylinder, die sich als Beamte der Japanischen Auswanderungsgesellschaft vorstellten, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Juderobpflanzungen in Hawaii und an der pazifischen Küste mit japanischen Rizus zu versehen. Von den Einbrüden bei dem Besuche Honolulu schreibt Brindle:

„Der Tag war zufällig ein japanischer Feiertag, und in allen Straßen Honolulu flatterten die Fahnen des Reiches der aufgehenden Sonne. An den Tramwaywagen, über den Thüren und Fenstern der Läden, an Häusern und Villen, wohin das Auge schweifte, überall sah man die rotthe Scheibe auf weißem Grunde. Hier und da sah man zwar wohl auf Ehrenplätzen die amerikanischen Sterne und Streifen und den Union Jack, das Symbol der japanischen Einheit gab aber doch dem ganzen Bilde die hervorleuchtendste Note. Sehr bald entdeckte ich auch, daß Honolulu, obgleich der Kongress es auf Grund der Monroe-Doktrin für einen Theil der Vereinigten Staaten erklärt hatte, durch und durch eine japanische Kolonie war. In der Verkaufsläden standen die Japaner hinter den Ladentischen, in den Bureaus, an den Pulten und an den Kassenkalktern. Sie sind die Kaufleute und vermehren die Besuchen Pferde zu recht nutzbringenden Preisen. Sie überwiegen die weiße Bevölkerung in solichem Maße, daß ich übertraf, wenn ich ein weißes Gesicht sah. In den zahlreichen Kneipen saßen die Amerikaner beisammen und schimpften gegen die Japaner und gegen die Missionäre. Die Neuerungen über die Japaner waren recht kräftig, aber immerhin noch milde im Vergleich zu dem, was über die Sendlinge der christlichen Religion gesagt wurde. Die Zahl der japanischen Bevölkerung auf der Insel Oahu beträgt über 70,000. Der Haß gegen die Missionäre richtet sich aber hauptsächlich dagegen, daß diese die Besitzer von Handelsunternehmungen sind. Sie haben im allgemeinen auf die Sitten der Eingeborenen einen guten Einfluß gehabt, und sie bemühen sich um eine korruptionsfreie Handhabung der Regierung. Nebenbei aber haben sie große Summen in der Juderobindustrie angelegt und fördern die Einwanderung japanischer Arbeiter für deren Zwecke. Die japanischen Rizus nun lassen natürlich einen Reiz, der Handarbeit in Honolulu fucht, nicht aufkommen. Selbst als Aufseher ist es ihnen fast unmöglich, eine Stellung zu finden. Die Japaner halten fest zusammen und sind sehr gut organisiert. Kein Unternehmer könnte gegen diesen Zusammenhalt aufkommen. Vor wenigen Monaten forderten die japanischen Arbeiter auf einer Juderobpflanzung in der Nähe von Honolulu die Entlassung eines russischen Aufsehers. Als diese von der Unternehmung verweigert wurde, kam es zu einem Aufruhr unter den Arbeitern, und die Unternehmer wurden schließlich doch gezwungen, den russischen Aufseher durch einen japanischen zu ersetzen. Vorläufig verbündet sich amerikanisches Kapital und japanische Arbeit in einer für die wirtschaftliche Entwicklung der hawaiischen Inseln recht vortheilhaften Weise. Aber auch der Grundbesitz der Japaner nimmt ständig zu, so daß die dort immer festeren Fuß fassen; und schon heute würde es zu den schwersten Verwicklungen führen, wenn die Regierung der Vereinigten Staaten versuchen wollte, die Japaner aus Hawaii zu verdrängen, worauf ja die Arbeiterpartei in America hart hindrängt.“

Es ist schon lange vorausgesagt worden, bemerken dazu freundlichst die „Hamburger Nachrichten“, daß die Vereinigten Staaten zuerst mit dem selbstbewußt gewordenen Völkern Ostasiens in Konflikt gerathen werden. Für europäische Interessen ist dies jedenfalls durchaus kein unerwünschter Zustand.

Es mögen manche fragen: Wie goldne Wahrheit funkeln; Du laß dich nicht betrogen — Du bleibst dabei im Dunkeln.